
Wilhelm Köller. 2012. *Sinnbilder für Sprache. Metaphorische Alternativen zur begrifflichen Erschließung von Sprache* (Studia Linguistica Germanica 109). Berlin, Boston: De Gruyter. x, 676 S.

Metaphern sind seit jeher Ausgangspunkt (sprach-)wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Menschen werden in ihren Bann gezogen. Ihre Anziehungskraft liegt ebenso in ihrem geheimnisvollen Zauber wie in ihrer vertrauenerweckenden Zugänglichkeit begründet. Diesen verdeckenden und zugleich aufdeckenden Charakter metaphorischer bzw. sinnbildlicher Redeweisen nimmt Wilhelm Köller in dem hier besprochenen Band zum Anlass, einen erhellenden Blick auf Sprache zu richten.

Köller unterscheidet zwischen begrifflicher, narrativer und sinnbildlicher Thematisierung von Sprache. Während in seinem Band „Narrative Formen der Sprachreflexion“ (Köller 2006) Sprachwissen und -erfahrung in narrativen Redeweisen ergründet wird, liegt nun der Schwerpunkt auf sinnbildlichen Redeweisen über Sprache. In beiden Bänden werden diese von der begrifflichen Redeweise abgegrenzt. Da das Ziel weniger darin besteht, die drei Formen der Sprachreflexion gegeneinander auszuspielen, als sie vielmehr in ein sich ergänzendes Verhältnis zu setzen, kann nicht allein ein terminologischer Bezug zu Köllers Werk „Perspektivität und Sprache“ (Köller 2004) hergestellt werden. Wenn auch der hier besprochene Band gewiss ohne das Perspektivitätskonzept zu erfassen ist, so erscheint die Vorgehensweise, Sprache aus dem Blickwinkel verschiedener Sinnbilder zu ergründen, weitaus plausibler und fruchtbarer, wenn theoretische und methodische Bezüge zu „Perspektivität und Sprache“ hergestellt werden können. „Sinnbilder für Sprache“ kann somit als Folgeband von „Narrative Formen der Sprachreflexion“ interpretiert werden. Beiden liegt das Perspektivitätskonzept als anthropologische, erkenntnis- und sprachtheoretische Prämisse zugrunde.

Im Stile seiner vorangegangenen Werke beginnt Köller auch in diesem Band sein Vorhaben mit einem Abriss des Problemzusammenhanges. Mit einem Zitat des Philosophen Johann Georg Hamann, in dem sowohl das Verhältnis von Sprache und Vernunft als auch das Denken und Reden darüber begrifflich wie auch sinnbildlich veranschaulicht wird, läutet Köller auf feinsinnige Weise sein Vorhaben ein. Auf den ersten Seiten wird klar herausgearbeitet, auf welcher Betrachtungsebene sich der Leser befindet: Er liest einen Text, in dem begrifflich erschlossen wird, welchen Beitrag sinnbildliche Redeweisen über Sprache im Kontext der Sprachreflexion leisten können. Aus der Perspektive der Sprache als Untersuchungsgegenstand und an einem einprägsamen Beispiel erläutert, könnten die Betrachtungsebenen folgendermaßen formuliert werden: Sprache (1. Ebene) wird in der Wendung „doppelzüngige Rede“ (S. 120) sinnbildlich thematisiert (2. Ebene). Auf der begrifflichen Ebene des Interpretierens (3. Ebene) reflektiert Köller nun diese sinnbildlichen Redeweisen über Sprache, er stellt Analogien zwischen dem Phänomen Schlange und Sprache her und diskutiert diese (vgl. S. 120–156). Auf wissenschaftlich brillante und zugleich heuristisch phantasievolle Weise wird mit der begrifflichen (und zuweilen auch sinnbildlichen) Sprache die sinnbildliche Metasprache über Sprache in ein Interpretationsgefüge gesetzt. „Die Fähigkeit des Menschen zum metareflexiven Denken und metasprachlichen Sprechen hebt das generelle Sprachapriori nicht auf, sondern flexibilisiert es nur“ (S. 16). Dabei ermöglichen es begriffliche Redeweisen, das „Phänomen strukturell klar zu erfassen und kategorial einzuordnen“ (S. 634), sinnbildliche Redeweisen regen hingegen dazu an, es „exempla-

risch in ganz bestimmten Lebens- und Handlungszusammenhängen kennenzulernen“ (S. 635). Gemein ist Begriffen und Sinnbildern für Sprache, dass sie als sprachreflektierendes Interpretationsangebot fungieren, „einzelne Erfahrungen einem Erfahrungsschema bzw. einer Familie ähnlicher Erfahrungen zuzuordnen“ (S. 30).

Im ersten Buchabschnitt widmet sich Köller primär der Frage, wie begriffliche von sinnbildlichen Redeweisen abzugrenzen und zueinander in Verhältnis zu setzen sind. Bevor einzelne Sinnbilder behandelt werden, ist hier das Ziel, den sprachwissenschaftlichen Blick vor dem Hintergrund medialer, erkenntnistheoretischer und kulturhistorischer Fragestellungen zu schärfen. Während der Leser bis jetzt mit einer vagen Vorahnung über den eigentlichen Untersuchungsgegenstand vorlieb nehmen musste, wird auf Seite 81ff. nun eine definitonische Basis gelegt. Sinnbilder werden als spezifische Erscheinungsformen von Metaphern verstanden, deren Eigenart darin besteht, „dass bei ihnen Sachvorstellungen als Erläuterungsvorstellungen bzw. als Bildspender herangezogen werden, die von uns in der Regel mittels Substantiven und nicht mittels Adjektiven oder Verben objektiviert werden“ (S. 82). Wenn auch die prägnante Gegenüberstellung ausgewählter Modelle für Metaphern (Substitutions-, Prädikations-, Projektions-, Interaktions- und Verstrickungsmodell) eine sehr aufschlussreiche Ergänzung für die vage gehaltene Sinnbilddefinition darstellt, liegt ab diesem Lesezeitpunkt der Schwerpunkt nicht mehr auf den Metaphern, sondern auf den Sinnbildern. Sie werden dem Bereich der Natur als auch dem der Kultur zugeordnet. Der Ansatz des Vorhabens ist zudem, Sinnbilder nicht nur „als eigenständige Größen“, sondern als „Bestandteile von Bildfeldern“ (S. 119) zu verstehen. Durch diese knappe, aber klare Erläuterung wird der Leser darauf vorbereitet, mit welcher Art von Textbelegen er nun zu rechnen hat. Es werden im Folgenden Sinnbilder behandelt, die zwar zumeist in Substantiven sprachlich objektiviert sind – ohne selbstverständlich den Gebrauchskontext aus dem Blick zu verlieren (S. 81). Ihre „Familienähnlichkeit bzw. Funktionsähnlichkeit mit anderen Sinnbildern“ (S. 119) wird jedoch ebenso in die Überlegungen mit einbezogen.

Nach diesen medialen, erkenntnistheoretischen und kulturhistorischen Vorüberlegungen folgen nun zwölf Kapitel, die sich jeweils über 30 bis 50 Seiten erstrecken. Jedes Kapitel ist einer spezifischen Art sinnbildlicher Redeweisen gewidmet, welches mit dem jeweiligen prototypischen Sinnbild betitelt wird: Schlange, Werkzeug, Kleid, Bauwerk, Organismus, Weg, Fluss, Speicher, Geld, Spiegel, Fenster und Spiel. Leider erfährt der Leser wenig über die Auswahl der Sinnbilder: Liegt ihr die Qualität oder die Quantität der Textbelege zugrunde? Ist sie didaktisch motiviert? Sind die Auswahlkriterien philologischer oder kulturhistorischer Art? Oder ist die Auswahl durch eine werkimmanente Heuristik

begründet, nach der die Sprache mit divergierenden Sinnbildern unterschiedlicher Qualität multiperspektivisch reflektiert wird? Daran schließt sich eine weitere Frage an: Warum werden genau diese zwölf Sinnbilder gewählt und nicht das des Zaubers? Die Sprache als Zauber zu begreifen, hätte ebenso den sprachwissenschaftlichen Reiz „als heuristische[s] und hermeneutische[s] Erschließungsmittel“ (S. 636) in eine multiperspektivische Sprachreflexion mit einzufließen. Sinnbildliche Redeweisen wie *Sprachzauber*, *Sprachmagie*, *Sprachfluch* oder *Zauberkraft der Sprache* könnten als Belege herangezogen und phänomenologisch, anthropologisch wie auch kulturhistorisch diskutiert werden.

Plausibel und faszinierend hingegen ist die Art, wie die zwölf Kapitel aneinander gereiht sind. Jedes Sinnbild wird nicht nur für sich mit dem werk-spezifischen Postulat behandelt, als „heuristische[s] und hermeneutische[s] Erschließungsmittel“ (S. 636) für Sprache zu fungieren. Jedes Sinnbild leistet auch einen Beitrag dazu, sich beim Lesen Schritt für Schritt der Sprache reflexiv zu nähern. Die Reihe der zwölf Kapitel wird mit dem Sinnbild der Schlange eröffnet, einem Wesen, welches im Reich der Natur wie auch im Kontext der Mythen und Religionen beheimatet ist, zwischen Dunkelheit und Helligkeit, Kälte und Wärme, Paradies und Erde, Physis und Metaphysis verortet werden kann und damit ein Verbindungsglied zwischen zwei Welten darstellt. An diesem Punkt steht auch der Leser, der in (sprach-)wissenschaftlicher Gewohnheit zunächst über diesen linguistisch ausgefallenen Forschungsbeitrag stolpert. Er begibt sich mit der Lektüre in eine Welt des weniger geordneten Sprachwissens, angeleitet durch plausibel aufeinander aufbauende Kapitel und eingebettet in phänomenologische und kulturhistorische Kontextualisierungen, die mit dem Spiel als dem dynamischen Sinnbild für Sprache schlechthin ausklingt. Jedes Sinnbild ist somit ein Aspekt von Sprache und jeder Reflexionsprozess in einem Kapitel eine Perspektive auf Sprache.

Die zwölf Kapitel unterliegen einem immer wiederkehrenden Argumentationsaufbau. In den einführenden Worten eines jeden Kapitels wird das intuitive Sprachwissen angeregt, indem gefragt wird, wie plausibel und fruchtbar es ist, das Phänomen als Bildspender mit dem der Sprache als Bildempfänger in interpretative Korrelation zu bringen: „Die These, dass sich mit Hilfe der Sprache Wissen objektivieren und für einen späteren Gebrauch speichern lasse, ist sicherlich unstrittig, wenn nicht trivial“ (S. 360). Differenzierte Fragestellungen werden formuliert, um den Untersuchungsgegenstand zu präzisieren und für die Sprachreflexion fruchtbar zu machen. Die These, dass sich Wissen durch Sprache speichern lasse,

„wird erst dann interessant, wenn wir nach ihren Implikationen fragen und zu klären versuchen, auf welche faktischen Erscheinungsformen von Sprache sich diese These beziehen lässt und welche Typen von Wissen wir dabei im Auge haben können“ (S. 360).

In jedem Kapitel wird sodann ein weites Feld eröffnet, welches das mannigfaltige Erschließungspotential eines Sinnbildes aufzeigt. Schneisen werden geschlagen, indem beispielsweise im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Bauwerk als Sinnbild für Sprache exemplarisch das Haus (vgl. S. 243ff.), das Gefängnis (vgl. S. 249ff.) und die Stadt (vgl. S. 254ff.) untersucht werden. Schließlich werden in den einführenden Worten eines jeden Kapitels Gefahren und Chancen beleuchtet, die entstehen können, wenn das Phänomen zu Sprache in Verhältnis gesetzt wird:

„Bei der sinnbildlichen Nutzung dieser drei Bildspender [Haus, Gefängnis, Stadt] besteht zweifellos die generelle Gefahr, die Sprache zu einem für sich existierenden Phänomen zu hypostasieren. Gleichzeitig bieten alle drei Einzelsinnbilder auch die Chance, diese Gefahr dadurch auszubalancieren, dass nicht nur ein Interesse für die jeweils beobachtbare statische Gestalt dieser drei Phänomene entwickelt wird, sondern auch für ihre historische Genese und ihre dynamischen Funktionszusammenhänge.“ (S. 235, vgl. zudem S. 482f.)

Wenn auch jedes Kapitel entsprechend der thematischen Schwerpunktsetzung unterschiedlich unterteilt ist, wird jeweils zunächst das Phänomen des Bildspenders beleuchtet, dann erfolgt der Vergleich zwischen den strukturellen und funktionalen Eigenschaften des Bildspenders und der Sprache als Bildempfänger vor dem kulturhistorischen Hintergrund, um schließlich die Eigenschaften des Phänomens auf die der Sprache zu übertragen.

Köller lässt zwei Welten sich aufeinander zu bewegen: die Welt der Sprache und die der Bilder. Zwei sinnstiftende Bereiche werden hier miteinander in Beziehung gesetzt, die im Lichte sprachwissenschaftlich übergreifender Beiträge vergangener und gegenwärtiger Denker medial-strukturell und funktional-kommunikativ, phänomenologisch, erkenntnistheoretisch und kulturhistorisch ergründet werden. In der Lektüre stellt sich jedoch gelegentlich die Frage, ob die anvisierte Erschließung der Sinnbilder – angefangen bei den ausführlichen Auseinandersetzungen mit den Phänomenen der Bildspender und ihren kulturhistorischen Kontexten und fortgeführt durch dezidierte Darlegungen des sinnbildlichen Potentials zur Erschließung von Sprache – zu Ende geführt wird. In den durchaus lehrsamem, aber weit ausholenden Textpassagen scheint die Reflexion über die Bildspender und Bildempfänger auseinanderzudriften. Die in den einleitenden Worten eines jeden Kapitels postulierte These, dass sich das Sinnbild in sinnbildlichen Redeweisen über Sprache manifestiert, verfärbt sich passagenweise in eine Hypothese, da nur wenige Textbelege im Verhältnis zum interpretierenden und sinnbilderschließenden Text in Erscheinung treten. Der Gedankengang, dass „Kleider nicht nur Leute, sondern Sprachkleider auch Gedanken“ (S. 230) machen, ist feinsinnig und differenziert in die sinnbilderschließende Argumentation eingebettet, die Textbelege werden jedoch leider zu rar gehalten, um einen nachvollziehbaren Zusammenhang zwischen dem Bildspender und

-empfänger herstellen zu können. Dieses Ungleichgewicht zwischen sinnbilderschließenden und sinnbildbelegenden Textpassagen ist allerdings nicht in jedem der zwölf Kapitel gleichermaßen ausgeprägt.

In dem ausgezeichneten Kapitel „Die Sprache als Geld“ werden beispielsweise stets Textbelege in die sinnbilderschließende Interpretation und Argumentation eingebunden und lassen dadurch das Vorhaben plausibel erscheinen (u. a. „goldene Worte“, „klar geprägte Begriffe“, „harte Fachtermini“ S. 404, „sprachliche Inflation“, „ungedechte Behauptung“ S. 405, „Sprache als Mittel zum Gedankenkommerz“ S. 433, „nicht alles für bare Münze nehmen“ S. 454, „Wortgeld“ S. 479). Köller gelingt es nicht nur in diesem Kapitel, dass sich die Welt der Sprache und die der Bilder wieder aufeinanderzubewegen. In seinen kommentierenden Anmerkungen wird der Leser für die Eigenständigkeit der beiden Bereiche sensibilisiert und zugleich mit der fruchtbringenden Zusammenführung konfrontiert. Das Problem der Sprach- und Bildanalogie wird mit der Chance des Erkenntnisgewinns eng verknüpft. Er leitet den Leser dazu an, sich in die Faszination des Vergleichs zwischen Bildspender und -empfänger hineinzubegeben ohne aus dem Blick zu verlieren, dass der Prozess bei der sinnbildlichen Erschließung der Sprache „leicht überstrapaziert werden kann“ (S. 175).

Insgesamt ist festzuhalten, dass der Band für die (sprach-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sprachwissen und -erfahrung sehr lesenswert ist und für den Bereich der Sprachreflexion neue und ausgezeichnete Sichtweisen bereithält. Köller wagt sich in den Bereich des linguistisch diffizil Fass- und Beschreibbaren und erschließt Sprache mit seinem Vorhaben auf noch selten beschrittenen Denkwegen. Auch wenn der Leser hermeneutisch geführt wird, so scheint das Werk vornehmlich für Studierende im höheren Semester sowie für (Sprach-)WissenschaftlerInnen geeignet und bereichernd zu sein.

Literatur

- Köller, Wilhelm. 2004. *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Köller, Wilhelm. 2006. *Narrative Formen der Sprachreflexion. Interpretationen zu Geschichten über Sprache von der Antike bis zur Gegenwart* (Studia Linguistica Germanica 79). Berlin, New York: De Gruyter.